Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 23. Posen, den 10. Juni. 1883.

Papas Goldtochter.

Eine Skizze aus dem Leben von Ludwig Wrietzner.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war nur eine kurze Schwächeanwandlung gewesen, die Papa Walport nach all der Aufregung der letzten Tage heimgesucht hatte, und die von der Spannkraft des Mannes bald siegreich überwunden wurde.

An demselben Abend saß Cäcilie in ihrem kleinen Zimmerchen, das ihr eingeräumt, bevor sie das elterliche Haus verlassen und das ihr die Geschwister willig nach ihrer Rückkehr überlassen. Schon längst war Mitternacht vorüber und noch immer saß das Mädchen im Nachtkleid vor dem kleinen Tische, den Kopf in beide Hände gestützt. Lange saß sie so und niemand hätte sagen können, ob sie wache oder schliefe. Die kleine Lampe flackerte auf dem Tische, denn eine vorwitzige Motte hatte ihre Freude am Lichtscheine mit dem Tode bezahlen müssen. Jetzt blickte Cäcilie auf, mit einem langen Blicke, der schier geisterhaft in weite Ferne starrte. Und wie die Augen, ohne zu wissen, wohin sie sich wendeten, auf den Tisch fielen, da sah sie einen kleinen zierlichen Bleistift liegen und die niedliche weiße Hand streckte sich mechanisch nach der runden Hilfe aus. Und da kehrten auch die Gedanken, die weit über das enge Stübchen hinausgeeilt waren, zur Gegenwart zurück. Ein Lächeln, halb neckisch, halb träumerisch überflog die feinen Züge des Mädchens, die Augen leuchteten auf wie in einem plötzlichen Gedanken und wenige Minuten später glitt die kleine Hand über das vor ihr liegende Papier und schrieb:

Am Sonntag nach dem Tode meiner Mutter.

Ich kann nicht schlafen, eine seltsame Unruhe erfüllt mein ganzes Wesen. Ich halte nichts von den dummen Tagebüchern, die in süßlichen Worten die Erlebnisse eines Backfisches enthalten; ich habe keine Lust, heute den Anfang zu einer Serie von Gefühlsergüssen zu machen, die meistens nicht wahr sind und in ihrer egoistischen Manier jedem Anderen gleichgiltig sein können und müssen. Jedem Anderen? Was will ich denn? Was ist es überhaupt, das mich gerade heute an den Tisch hier bannt und mir den Bleistift in die Hand drückt? Giebt es denn etwas, was ich allein für mich zu behalten hätte? Nein, das ist es nicht. Aber der Papa ist leidend und er wird alt, und ich will ihn quälen mit den Grillen eines so unnützen jungen Dinges, wie ich es bin.

Merkwürdig, wie sonderbar mir heute zu Muthe ist; so ist mir noch nie gewesen, auch nicht damals, als ich gar so traurig unter die fremden Menschen kam. Ich möchte jauchzen vor Freude und ich weiß nicht warum, ich möchte weinen und das Herz ist mir gar so schwer, und ich weiß nicht warum.

„Schauspieler sind auch Menschen" — ich werde den Ton nicht vergessen und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, mit dem er das sagte. Wie schlecht ich doch war, ihm gegenüber, der so gut ist. Wie lieb und gut er zu reden versteht, daß man nur immer zuhören möchte und schweigen. Ich armes unwissendes Mädchen, ich glaube ihn meiden zu müssen, weil er ein Schauspieler ist; zwar ich kann nichts dafür, haben doch immer die Eltern die Schauspieler als eine Menschenklasse betrachtet, die außerhalb der übrigen Gesellschaft stehen. Und wie bitter Unrecht haben sie, habe ich ihnen gethan. Spricht nicht die Herzensgüte selbst, die Menschenliebe, die der Erlöser als den Urquell alles Guten und Schönen gepriesen, aus seinen Augen? Ich will auch immer recht gut zu ihm sein, er soll es wirklich glauben, daß ich ihn achte und schätze, obgleich er ein Schauspieler ist. Ob er wohl bald wieder kommen wird?

Am Donnerstag, den . . . . . .

Heute Nachmittag kam er. Ich saß gerade am Fenster und hatte einen kleinen Spiegel in der Hand; er lächelte, als er dies sah. Nun glaubt er gewiß, ich sei eitel, ich bin es doch aber ganz und gar nicht; es war ja doch nur ein unglücklicher Zufall, daß ich den Spiegel in der Hand hatte. Wie lustig und übermüthig er sein kann, so ganz anders als das erste Mal. Wir haben viel gelacht, auch der Vater, der, als er fort war, sogar sagte, „ein reizender Mensch, nur Schade, daß er Schauspieler ist." Ich finde das gar nicht so schlimm, daß er es ist; du lieber Gott, er muß doch auch etwas verdienen und wenn er sich sein Brot auf ehrliche Weise verdient, so kann es ja ganz gleichgiltig sein, ob er Schauspieler ist, oder Geistlicher. Der Papa hat nun einmal ein Vorurtheil gegen den Stand, auch ich hatte es einmal, aber ich sehe immer mehr ein, wie Unrecht ich hatte.

Ich möchte gern einmal in das Theater gehen und das Schauspiel kennen lernen, von dem unser Herr Pfarrer sagt, es sei Teufels-Blendwerk. Das sagt nun Papa zwar nicht, er meint auch, es wäre Unsinn, wenn der Herr Pfarrer so spreche, aber ich glaube doch nicht, daß er mich hingehen läßt. Wie er wohl auf der Bühne aussehen mag und ob ich ihn wohl erkenne?

Am Montag Nachts.

Das war ein Abend! Ich bin betäubt, erschüttert, vernichtet. So schön, so wunderschön — und das soll Teufels-Blendwerk sein? Das ist nicht möglich, ich will nicht, daß es möglich sei.

Am Sonntag kam er und brachte uns zwei Billets für die heutige Vorstellung, es wurde die „Braut von Messina" gegeben. Ich kenne das Schiller'sche Werk ja längst, denn Papa hat alle Klassiker in seinem Regal, aber jetzt weiß ich erst, wie wunderbar schön das Drama ist. Ich sagte kein Wort, als er Papa die Billets übergab, aber das Herz klopfte mir. Wider Erwarten war Papa gleich bereit, mit mir in's Theater zu gehen, o, wie dankbar ich dem guten Papa bin! „Wir wollen hingehen," sagte er, „es ist ein gutes ernstes Stück, das die Trauer um die Mutter nicht entwürdigt." Ich wußte gar nicht, daß die Leute sich so schön putzen, wenn sie in's Theater gehen, ich war deshalb nur in meinem Hauskleid hingegangen und schämte mich ordentlich unter den festlich gekleideten Menschen. Das habe ich auch Herrn von Thüngen, als wir nach Haus gingen, gesagt, er meinte aber, ich sähe immer so hübsch aus, daß ich mich nicht zu putzen brauchte; dabei hat er meine Hand ergriffen und sie, ehe ich es hindern konnte, — es war gar zu dunkel auf dem Heimwege — geküßt. Das war gar nicht hübsch von ihm und ich habe ihm auch nicht mehr den Arm gegeben und bin immer einige Schritte vornweg gelaufen, so daß er mit Papa gehen mußte; und als die Beiden am Hause ankamen, da war ich schon auf der Treppe und ich sagte ihm nur kurz „gute Nacht". Mehr hat

er auch nicht gesagt, aber es klang gar so traurig und er thut mir jetzt so leid; es war auch schließlich kein Verbrechen, daß er mir die Hand küßte. Ich habe übrigens, wie ich sehe, eine ganz hübsche Hand, sie ist jetzt allerdings voller Tintenflecke; ob er sie dann wohl auch küssen würde?

Herr Gott, wo bin ich hingerathen? Da habe ich ja das Theater ganz vergessen. Das läßt sich auch gar nicht beschreiben, das war eben zu schön. Ich habe auch geweint, ich war nicht die einzige, der es so erging; es hat meine Sinne gepackt, erschüttert, erdrückt, das unendliche Leid der Menschenseele. Und doch fühle ich mich so gehoben, so erbaut wie in der Kirche. Wenn Papa es erlaubt, möchte ich wohl gern wieder einmal in's Theater gehen, wenn Herr von Thüngen mitspielt. Heute hatte er nichts zu thun, deshalb hat er auch gerade dieses Stück gewählt, wie er sagte; er wolle mich nicht gleich von vornherein vom Theaterbesuch zurückschrecken. Dabei lachte er und ich mußte auch lachen und drohte ihm mit dem Finger.

Die Lampe geht aus, ich will zu Bette gehen.

Freitag.

Ich bin so glücklich. Die ganze Woche ist er nicht dagewesen und ich hatte solche Angst, er wäre mir böse, aber heut Abend kam er und brachte mir eine Rose. Papa war gerade nicht da und kam erst nach ein paar Minuten. „Zur Versöhnung," sagte er, als er mir die Rose überreichte. „Ich bin nicht böse," antwortete ich. „Nicht, wirklich nicht?" fragte er und ergriff meine beiden Hände und sah mir lange und tief in die Augen. Ich hätte mich gerne losgemacht und ihn nicht angeblickt, aber ich konnte nicht, es war mir, als sei ich unter seinen Blicken zu Stein verwandelt. Dann, als er mich losließ, sagte ich in meiner Verlegenheit „wie schön die Rose ist" und er antwortete „gleich und gleich gesellt sich gern." Es war gut, daß der Papa kam und er sich an ihn wandte; mir war gar so ängstlich zu Muthe geworden. Dann haben wir einen vergnügten Abend verlebt; wir haben im Garten den Thee getrunken und mit den Geschwistern Reifen und Ball gespielt. Montag gehen wir wieder in's Theater, es wird „Don Carlos" gegeben; er spielt den König Philipp, das hatte ich nicht erwartet, ich glaubte, er würde den Marquis Posa oder den Carlos spielen.

Montag nach dem Theater.

Jetzt sitze ich bereits eine halbe Stunde hier vor dem Tischchen und noch war es mir nicht möglich, die Ruhe zu gewinnen, um die Fülle der Gedanken, die auf mich einstürmten, niederzuschreiben.

Ich glaube es, ich fühle es, mit mir ist heute eine Veränderung vorgegangen. Und wenn ich aus all' den Bildern, aus all' den Gedanken, die vor meiner Seele vorüberziehen, den herausgreife, der mich zumeist beschäftigt, so ist es der: welch' eine Menge des Wissens, der Erfahrung, der Kenntnisse giebt es, von denen ich keine Ahnung habe: welch' eine Summe von Dingen, edel, groß und schön existiren in der Welt, von denen ich mir nichts träumen ließ; mein Wissen ist Stückwerk, mein Denken unbedeutend, mein Können gering, nutzlos für das Allgemeine. Ich will mich bessern. Ich fühle einen Wissensdurst in mir erwachen, ein Sehnen nach den Schätzen des Geistes, das ich stillen muß um jeden Preis. Das Leben ist etwas mehr als eine Blumenwiese, auf der man als bunter Schmetterling dahintändeln kann: das Leben ist ernst aber sonnig für den, der es mit klarem, heiterem Blicke anschaut und der nie aufhört zu streben. Noch weiß ich selbst nicht, was ich will und wohin das erwachte, ungestüme Drängen nach „Vorwärts" mich führen wird, aber das weiß ich, daß ich bis heute nichts gethan habe, das der Beachtung werth gewesen.

Wie flüchtig, unbedeutend, unzusammenhängend, kindisch sind die Zeilen, die ich bisher diesem Papiere anvertraute; fortan will ich mich bemühen, klar, verständlich zu schreiben — das sei die erste Frucht der Selbsterkenntniß.

Leo von Thüngen spielte den König Philipp. Es war eine großartige Leistung eines denkenden Mannes, den ich täglich mehr bewundern lerne. Während die übrigen Rollen mehr oder minder idealisirt sind, ist der König ein aus dem wirklichen Leben geschöpftes Charakterbild, das zum Nachdenken anregen muß über die Wechselfälle des menschlichen Daseins. Ich hatte mir den König Philipp als einen grausamen Tyrannen dargestellt und ich sehe, daß es ein Mensch ist, der in seinem Denken und Fühlen zwar nicht in den unmöglichen Idealen eines Posa und Carlos schwebt, der aber um so menschlicher, natürlicher denkt und fühlt, so wie es die Wirklichkeit verlangt.

Herr von Thüngen hat uns heute nicht begleitet, er war jedenfalls noch in der Garderobe beschäftigt.

* * *

Mit „Papas Goldtochter" war in Wirklichkeit eine Veränderung vorgegangen und jeder Andere hätte dies merken müssen, nur Walport nicht. Für ihn blieb sie nach wie vor sein bevorzugtes Kind, ohne daß ihm je der Gedanke kam, daß auch dieses, sein Goldkind, eines Tages von ihm gehen könne.

Von der „heiligen Cäcilie" war wenig mehr zu sehen. Zwar schöner noch, als es das blonde Mädchen zu werden versprach, war Cäcilie zur Jungfrau herangereift. Der Blick aber hatte einen bestimmten, sicheren Ausdruck bekommen, die Augen starrten nicht mehr träumerisch in die Welt, über dem ganzen Wesen des Mädchens lagerte eine Art Frühreife des Charakters, die in ihrer Herbigkeit um so anziehender wirkte.

Die Bücher des Vaters, besonders die Klassiker und unter ihnen die Dramatiker wurden eine Quelle des Studiums für das Mädchen, dessen plötzlich erwachter Wissensdrang vorläufig noch tastend und irrend Befriedigung suchte und noch keinen Unterschied zwischen dem Guten und minder Guten zu machen wußte. Das ward anders, als Leo, den auffallenden Umschwung in der Seele Cäciliens bemerkend, ein gewisses System in den Eifer des Mädchens brachte. Der Schauspieler, der das Scheinleben der Bretter, die die Welt bedeuten, nur zu genau kannte, hütete sich um so mehr, die einmal angeregte lebhafte Phantasie Cäciliens auf diesen Punkt hinzulenken. Er begnügte sich damit, die unsterblichen Werke der dramatischen Dichter von seinem denkenden Schauspieler-Standpunkt aus zu interpretiren und sie so dem Verständniß Cäciliens näher zu bringen. Bald jedoch mußte er zu seinem Erstaunen, das er wohlweislich zu verbergen wußte, ersehen, daß er in dem vor ihm sitzenden Mädchen, das mit angehaltenem Athem, mit blitzenden Augen, mit gerötheten Wangen seinem Vortrag lauschte, mehr verborgen lag, als er geahnt hatte. Wenn Cäcilie Fragen dazwischen warf, die von merkwürdigem Verständniß für die Bühne zeigten, wenn sie hingerissen von der Macht einer Dichtung, einzelne Szenen derselben dem Schauspieler zu rezitiren begann, wenn dieser dabei mehr und mehr die vollendete Grazie, die Begeisterung der Sprechenden, die von Gefühlstiefe, von echtem Gemüth zeugenden, aus dem Herzen quellenden und zu Herzen gehenden Töne an sein Ohr klingen hörte, dann sagte ihm sein bühnenkundiger Blick, daß hier ein Talent in der Stille verborgen liege, das nur an das Licht der Lampen gebracht zu werden brauche, um einen großen Erfolg, einen dauernden, mit Glück, Ehre und Ruhm gekrönten Triumph zu feiern. Es war für den Mann, der selbst aus Neigung sich der Bühne gewidmet und schwer genug sich eine über die Mittelmäßigkeit hervorragende Stellung im Bühnenleben erkämpft hatte, ein gar wohlthuendes Gefühl, ein Talent in so erreichbarer Nähe zu wissen, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauchte, um es an das Licht ziehen.

Es reizte den Mann und seinen nie schlummernden Ehrgeiz, daß er gerade das Glück haben sollte, ein so bedeutendes Talent der Bühne zuzuführen. Und dennoch hatte er kein Wort gesprochen, das dem Mädchen eine Aufmunterung hätte sein können, noch hatte er mit keinem Blicke zu verstehen gegeben, was in seiner Seele vorging, mit keiner Silbe hatte er die unbewußt nach einem Punkte drängende und stürmende Seele des Mädchens auf den Weg gewiesen, der dessen Bestimmung nun einmal war. Leo war nicht nur Schauspieler, sondern auch ein scharfsinniger, wenn es nöthig war, kühl berechnender und überlegender Mensch. Er kannte sehr wohl alle die großen und kleinen Enttäuschungen, die bitteren Erfahrungen, die verzweiflungsvollen, niederdrückenden Stunden der Laufbahn, selbst des größten Talentes. Noch war er sich selbst kaum klar

über die Gefühle, die er gegen Cäcilie hegte, doch bewahren wollte er sie vor der dornenvollen Laufbahn, die des Mädchens unschuldvolles Gemüth jetzt noch gar nicht zu fassen im stande war. Zwar durchringen, durchkämpfen mußte sich ja das entschiedene Talent des Mädchens, das war sicher, und fallen konnte sie gewiß nicht und in ein verfehltes, unnützes Leben versinken — wenn sie eine starke Stütze hatte. Das war es, wenn sie eine starke Stütze im Leben hatte. Er wagte den Gedanken nicht auszudenken, mit einem flüchtigen Striche über die Stirn verjagte er all' die vor seinem geistigen Auge erscheinenden Bilder. Oftmals, wenn ihm das Talent Cäciliens in besonders hellem Lichte erschien, dann sagte er sich im Stillen: „Du darfst nicht mehr wiederkommen, Du bist nicht im stande, auf die Dauer zu schweigen, Du wirst ein unabsehbares Unglück heraufbeschwören über eine friedliche Familie." Und er blieb nun wieder Tage lang aus, nachdem er fast täglich gekommen war. Wenn dann aber Cäciliens glänzende Augen so bittend zu ihm auf die Bühne hinaufflogen — besuchte sie doch jetzt gar oft das kleine Theater, — dann konnte er nicht widerstehen und er lauschte immer wieder der süßen Melodie ihrer Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

„So ist es!"

Dem Amerikanischen nacherzählt.

Es war nach der ersten verlorenen Schlacht von Bull's Run. Wir standen im Lager am Potomac und warteten, daß unsere Generale ihre meisterhafte Unthätigkeit aufgeben und uns wieder zum Angriff führen würden. Wir warteten — monatelang. Nichts im Felde ist schrecklicher, als dieses Warten.

An einem stürmischen, regnerischen Abend kauerten wir in unserem Zelte beim traurigen Scheine einer Unschlittkerze, rauchend und stumm wie sie. Nur von Zeit zu Zeit fiel von einer Falte der Leinwand ein großer Tropfen Regenwasser auf Einen von uns und manchmal mitten in die magere Flamme der Kerze. Von acht Zeltkameraden waren nur wir vier übriggeblieben. Zwei hatten es vorgezogen, sich auf die kühle Erde von Bull's Run auszustrecken und dort zu ruhen — zu ruhen ohne Zeltdach und ohne Bivouac-Feuer. Korporal Johnson und Kamerad Hutkins hatten uns verlassen, um mit der Krankenwagen-Karawane nach Norden zu ziehen. Als wir ihnen zum Abschied das letztemal die Hände drückten, hatte Johnson, dem der Schenkel zersplittert war, gerufen: „Hört, Jungens, sobald man mir ein neues Bein gemacht hat, komme ich wieder — und vorwärts! Hurrah!" — Hutkins aber, mit einem Schuß im Unterleib, konnte nicht sprechen, er hob nur ein ganz klein wenig die Augenlider — das war sein Lebewohl. Trotz der sporadischen Anstrengungen des witzigen Bill und unseres Freundes Dublin, des großen Strategen, wollte unser Gespräch nicht recht in Fluß kommen; wir hatten eben des Einen Kalauer und des Andern Kriegskombinationen schon gar zu oft angehört, um über die einen zu lachen und uns über die anderen zu ärgern. Da ward plötzlich eine Seite des Zeltes emporgehoben, so daß Sturm und Regen hereinprasselten; ihnen folgte Lieutenant Haynes, der einen Mann hereinschob mit den Worten: „So, das ist Euer Zelt und das sind Eure Kameraden," während er selbst sofort wieder verschwand. Der Mann war ungewöhnlich groß und stark; große blaue Augen sahen unter dem Mützenschirm hervor; ein strohgelber Bart, vom Wasser strömend, deckte den größten Theil seines Gesichts. Ohne ein Wort zu sprechen, grüßte er uns freundlich, nahm seinen Tornister ab, breitete die Decke darüber, setzte sich darauf, zündete seine Pfeife an und — schwieg.

Wir sahen ihn und uns erstaunt an, bis Neuport, der sich nicht wenig auf sein Talent zugute hielt, auch der herbsten und trockensten Citrone den Saft zu erpressen, das Gespräch also eröffnete: „Verdammt nasser Abend heut!" — „So ist es," sagte der Gelbe. — „Woher des Wegs?" — „Aus dem Norden." — „Aus keiner näher zu bezeichnenden Gegend?"— „Aus Maine."— „Schönes Land, das Maine!"— „So ist es!"

Neuport fühlte sich durch des Andern Kürze in seiner Eitelkeit gekränkt, er merkte unser Schmunzeln und kehrte daher nochmals zum Angriff zurück: „Ist man dort durch die Kriegsnachrichten sehr aufgeregt?" — „Sehr." Nun versuchte es Neuport mit der Gemüthlichkeit: „Eure Alten werden Euch ungern ziehen gelassen haben?" — „Sind todt!" — „Todt?" — „So ist es."

Auf das hin mußte sich selbst Neuport geschlagen geben. Zugleich ertönte das Hornsignal: Lichter aus! Wir machten eilig unsere kurze Nachttoilette, wickelten uns in die Wollendecken, Bill warf mit dem Stiefel eines Kameraden aus nie irrender Hand das Licht aus und — Ruhe herrschte im Zelte.

Als ich des Morgens erwachte, sah ich unseren Mann, wie er mit einem Hornkamm seinen langen blonden Bart ordnete. Er grüßte mich freundlich, so wie die Andern auch, als Einer nach dem Andern aufstand — aber nur mit dem Auge — sein Mund blieb stumm.

Und so blieb es. Nicht, daß er gar nicht gesprochen hätte, aber er gebrauchte stets möglichst wenig Worte. Um seinen Namen befragt, nannte er sich John Helfer; wir aber gaben ihm gleich am ersten Morgen den Necknamen Soistes und da er sich nicht dagegen wehrte, so blieb er ihm; die Kompagnie, das ganze Regiment nannte ihn so.

Anfangs war uns die Verschlossenheit Soistes' unheimlich. „Er muß eines Mordes wegen flüchtig zur Armee gekommen sein," meinte der Eine — „Oder ist es ein durchgegangener Kassier," der Andere. — „Der Kerl hat Hände und Füße wie ein Bauer, aber die Art eines Gentleman." — „Vielleicht ist er des ewigen Juden jüngerer Bruder, denn der Alte ist schwarz." — „Der Teufel weiß, wer und was er ist."

Nach und nach verstummten aber Mißtrauen und Zweifel vor unseres neuen Kameraden Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, treuer und muthvoller Pflichterfüllung und, wie das schon geht, vor den Beweisen seiner Kraft und Ritterlichkeit.

So saß er z. B. einmal lesend unter einem Baum, als in seiner Nähe einige leichtsinnige Bursche des Regiments zudringlich wurden gegen ein junges Mulattenmädchen, das dreimal in der Woche mit Gefahr ihres Lebens ins Lager kam, um uns Zigarren aus dem Süden zu bringen. Als Soistes des Mädchens Hilferufe hörte, steckte er sorgsam sein Buch ein, stand auf, ging mitten unter den tollen Haufen, ergriff den Kecken, der das Mädchen am meisten bedrängte, hob ihn hoch in die Höhe, warf ihn in den Eingang des nächsten Zeltes und — kehrte zu seinem Buch zurück — ohne den Mund zu öffnen.

Ja, dieses Buch! Es war ein Räthsel wie der ganze Mann. Wir hatten endlich herausgebracht, daß es eine lateinische Grammatik war, eine Grammatik für Anfänger. Das kleine Buch war abgenützt, die Ecken verbogen, das Innere abgegriffen und voll Eselsohren. Und doch konnte es nicht Lernbegierde sein, die ihn immer und immer wieder zu dem Büchlein zurückführte; denn da ich ihn einmal versuchsweise lateinisch angeredet, hatte er zwar kurz wie gewöhnlich, aber mit einem klassischen Zitate geantwortet. Was konnte er in dem Kinderbuche finden? Er trug es stets bei sich; die linke Brust seines Waffenrockes zeichnete genau die Form des Bandes; im Schlafe hatte er es unter dem Kopfpolster und beim Erwachen war sein erster Griff danach. Oftmals im Tage, in den Pausen des Dienstes, während des Marsches oder auf Vorposten, zog er es vorsichtig hervor, blickte ein Weilchen hinein, als wollte er sich überzeugen, ob auch jedes Wort noch an seiner Stelle sei, und steckte es bald ebenso vorsichtig und sorglich wieder ein. Und so blieb uns der Mann und sein Buch ein Räthsel.

* * *

Endlich waren die Vorbereitungen zum erneuerten Angriff beendigt. Man hatte uns aus dem Norden 100,000 neue Uniformhosen geschickt mit 200,000 Beinen darin, natürlich die kurzen Beine in den langen Hosen und die langen Beine in den kurzen. Endlich sollte es wieder vorwärts gehen! Unsere Brigade hatte Marschbefehl für den nächsten Morgen.

Am Abend stieg ich auf einen bewaldeten Hügel, von dem aus man die langen Linien des Lagers überschauen konnte; es

begann zu dunkeln; hie und da tauchten Lichter auf, wurden immer mehr und mehr und bezeichneten die langen Zeltreihen, in denen seit Monaten Hunderttausende zusammengehalten wurden durch eine Idee, um nun vorwärts zu stürmen, wenn auch für viele Tausende, in den sicheren Tod.

Schauend, sinnend und träumend saß ich auf einem Baumstamm, als ich meine Schulter leise berührt fühlte und Soistes an meiner Seite stand: „Ich bin Ihnen gefolgt, Herr, wollen Sie mich anhören?“ sprach er. Ich staunte wie über eine Statue, die plötzlich zu reden begonnen hätte, rückte auf dem Baumstamm, um ihm neben mir Platz zu machen, und lud ihn zum Sprechen ein. Er sagte: „Sie sind immer gut und freundlich zu mir gewesen, und Sie sind ein Gentleman, darum wende ich mich an Sie. Ich weiß nicht, was Sie und die Anderen von mir denken, aber ich kann Sie versichern, daß John Helfer ein ehrlicher Mann ist.“ — „Was wir auch immer anfangs gedacht haben mögen, so wissen wir nun doch schon lange, daß es wenig bravere Kerle im Lager giebt als Sie, wenn wir auch sonst nicht viel von Ihnen wissen.“ — „Um Ihnen das zu sagen und um Sie um etwas zu bitten — darum bin ich gekommen. Ich bin der Sohn des Lehrers im Dorfe Mainuth im Staate Maine und als mein Vater gestorben, nachdem er mir eine gute Erziehung gegeben hatte, ward ich sein Nachfolger. Die Mutter hatte ich schon früh verloren, Geschwister nie gehabt. Ich stand allein, fühlte mich aber nicht einsam. Es war der Wille Gottes, den ich zu erfüllen trachtete, indem ich den Kindern lehrte, was man mich gelehrt hatte. Vor bald acht Jahren, um das Johannifest, trat ein kleines blasses Mädchen in die Schule ein. Ihre Eltern waren kürzlich gestorben, sie hatte einen rohen Vormund und war kränklich. Ich lehrte sie wie die Anderen. Es kam der Winter und ward Frühling und wieder deckte der Schnee die Felder, um sie wieder ergrünen zu lassen. So vergingen sechs Jahre und es kam der Tag, wo Mary Ford, nun siebzehnjährig, groß, schlank und rosig, zum letztenmal die Schule besuchte. Es war wieder ein Abend um Johanni, die Kinder waren fortgegangen, ich stand im Schulzimmer allein. Da plötzlich fühlte ich mich einsam. Hier auf dem Pulte lagen noch ihre Bücher wohlgeordnet zum Abholen bereit. Sie aber war gegangen. So wahr mir Gott helfe, jetzt erst erfuhr ich, daß ich sie schon lange liebe.

Es zog mich zu ihren Büchern hin; obenauf lag eine lateinische Grammatik, die ich ihr vor Jahren geschenkt hatte. Ich ergriff das Büchlein und blätterte darin und gedachte vergangener Zeiten und gedachte meiner Liebe; da fand ich von ihrer wohlbekannten Schrift auf dem weißen Rande die Worte geschrieben: „Lieber John“ — doch hatte sie sie wieder durchgestrichen, um sie unleserlich zu machen. Nein, das ist nicht, das kann nicht sein, das wäre unrecht, sagte ich mir, sie so jung, ich doppelt so alt, sie die Schülerin, ich der Lehrer, nein, das darf nicht, kann nicht, wird nicht sein!

Und so mied ich sie, wich ihr aus auf allen Wegen und versagte meinem Auge die Freude, sie zu sehen. Gar gerne wäre ich fortgezogen mit den Freiwilligen in den Krieg für das alte Land — aber ich konnte nicht fort aus ihrer Nähe — ich hatte sie zu lieb! Da kam sie eines Tages selbst zu mir, schüchtern, zaudernd, setzte sie sich auf das Bänkchen zu meinen Füßen, auf dem sie oft gesessen, und frug mich, ob und warum ich sie denn nicht mehr lieb habe wie sonst? Da ward ich schwach und zeigte ihr die zwei Worte in dem Buch, das ich zurückbehalten hatte und frug sie, warum sie sie geschrieben und wieder ausgestrichen habe? Sie antwortete nur, indem sie hoch erröthend die Worte hundertmal wiederholte, so lange wiederholte, bis ich meine Arme ausbreitete und sie sich an mein Herz schmiegte, wie ein Vogel in sein Nest.

Aber der Vormund wollte unsere Verbindung nicht zugeben, verbot mir das Haus, wir sahen uns nur flüchtig bei Nachbarn. Und es ging wieder ein Jahr in's Land. Manches änderte sich im Dorfe. Des Rektors Sohn kam von der Universität nach Hause, ein tüchtiger und hübscher junger Mann, doch konnte ich kein Herz für ihn fassen. Nach einer Weile sagten sie im Dorfe, daß Mary's Vormund ihm sehr entgegenkomme, weil er ihre Verbindung mit ihm wünsche. Ich lachte nur dazu, sie hatte mir ja gesagt, daß sie mich liebe! Es kam der Abend vor meines Vaters Sterbetag. Ich ging wie alle Jahre auf den Kirchhof, des alten Mannes Grab zu schmücken. Dieses stand knapp an der Mauer, an welcher der Dorfweg vorüberführt. Es dunkelte. Da, während ich über den Hügel gebeugt war, um einiges Unkraut zu entfernen, da hörte ich jenseits der Mauer zwei Stimmen im Gespräch — und eine von ihnen war ihre Stimme, Mary's Stimme, abgebrochen — schluchzend — tief ergriffen — hörte ich sie die Worte hervorstoßen: „Nein, nein, es kann, es darf nicht sein, nie, nie, wir müssen scheiden für ewig, leb' wohl! leb' wohl!“ Erst als der Morgen graute, verließ ich das Grab, trat in mein Haus, nahm das kleine Buch und bin nun hier. Sollte mir was zustoßen in der Schlacht, dann möchte ich nicht, daß das arme Ding in den Schmutz getreten werde, dann nehmen Sie es zu sich, mir zuliebe und dem Mädchen zuliebe, das mir treu blieb, ohne mich zu lieben. Wo immer sie auch sei zu dieser Stunde: „Gott segne sie!“

Als wir Arm in Arm zum Lager hinabstiegen, brannten die Wachtfeuer niedrig in der Ebene und längs der Hügel und so weit das Auge reichen konnte, lagen die Reihen der Zelte still im Mondenschein.

* * *

Kurz darauf befanden wir uns beinahe in denselben Stellungen wie vor der ersten Schlacht von Bull's Run. Mit dem Feldglas konnten wir die feindlichen Linien genau überblicken. Unsere Vorposten plänkelten fortwährend mit den Südländern. John Helfer verrichtete seinen Dienst mit einem freudlosen, doch freundlichen Lächeln für Jedermann, aber ohne ein überflüssiges Wort für irgend Jemanden. Auch wenn die Kugeln dicht um ihn einschlugen, hatte er nur dieses stumme Lächeln. Wenn ich ihn so ruhig und still vor mir sah, konnte ich kaum glauben, daß dies derselbe Mann war, der mir an jenem Abend am Potomac die Geschichte seiner Liebe und seiner Trauer erzählt hatte, in schlichten und doch so beredten Worten, daß sie sich tief in mein Herz eingebrannt hatten.

„Soistes ist heut' Nacht angeschossen worden!“ rief Bill, indem er athemlos in unser Zelt stürzte. — „Was?“ — „Schuß durch die Brust . . .“ — „Schwer verwundet?“ — „Schwer.“ — Ich wußte es wohl, auch ohne zu fragen — ich wußte wohl, daß er niemals die Absicht gehabt hatte, nach Neu-England zurückzukehren!

Als ich ihn im Verbandzelt fand, kniete der Arzt an seiner Seite und schnitt sorgfältig die Brust seines Rockes auf. Die lateinische Grammatik fiel blutig und zerfetzt zu Boden. Ich hob sie auf und legte sie in seine Hand. Eisig schlossen sich seine Finger darüber, das Leben ebbte rasch. Als der Arzt sich erhoben, sagte er traurig aber fest: „Mein armer Junge, wenn Ihr noch was zu sagen habt, so sagt es gleich, denn Ihr seid bald fertig mit dieser Welt!“ Da wendete mir John Helfer langsam sein Auge zu und das alte Lächeln spielte über seine Züge, als er hauchte: „So ist es!“

R. St.

Der älteste Tunnel durch die Alpen. Die auf Veranlassung Louis' II., Markgrafen von Saluzza, in den Jahren 1472 bis 1480 durch den Monte Viso eröffnete Passage kann wohl als der älteste Alpen-Tunnel betrachtet werden. Man entschied sich zu seinem Baue, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche die Ueberschreitung der Pässe des Mont Genèvre und des Mont Cenis, den einzigen Kommunikationen zwischen Norditalien und der Dauphiné, namentlich den im regen Grenzverkehr mit Frankreich stehenden Bewohner von Saluzzo darbot. Die Unterhandlungen mit den Ständen der Dauphiné und Louis XI. von Frankreich führten im Jahre 1477 zu einem befriedigenden Arrangement, und der bereits fünf Jahre früher in Angriff genommene Tunnelbau wurde durch Martino d'Albano und Balthasar d'Alpiasco um den Kostenpreis von 12,000 Fl. (!) nunmehr zu Ende geführt. Der Tunnel ist 6½ Fuß hoch und 8 Fuß breit und hat gegenwärtig eine Länge von blos 250 Fuß. Es ist jedoch konstatirt, daß die Tunnel-Enden wiederholt durch Bergstürze zurückgewichen sind und daß der Tunnel ursprünglich mindestens die doppelte Länge gehabt hat. Die geologische Beschaffenheit des Gebirges stimmt mit jener des Mont Cenis überein. Zu Kriegszeiten wurde der Tunnel oft blokirt und selbst vermauert. Napoleon I. ließ ihn vollkommen herstellen und benutzte ihn bekanntlich bei seinen Kriegszügen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. **Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.**